

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 30 (1989)
Heft: 21

Artikel: Arme Heimwehtypen
Autor: Röder, Siegfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1093714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der angeblich ein Viertel der Bevölkerung Kambodschas liquidieren liess.

Schon allein diese Politik genügt, um einem derartigen Regime das Recht abzuspochen, sich mit Wahrheitsanspruch sozialistisch zu nennen. Auch durch Definitionen wie «Staatssozialismus» oder «staatsmonopolistischer Sozialismus» lässt sich das gegebene Phänomen nicht in einen wirklichen Sozialismus verwandeln, obgleich in bestimmten Bereichen und Ausmassen sowie unter gewissen Bedingungen der staatliche Sektor und der Staatsmonopolismus eher von Vorteil als von Nachteil sind.

Was haben wir nun für eine Ordnung? In gewisser Hinsicht gleicht unser System der Feudalordnung. Auch diese wird charakterisiert durch Entfremdung, Leibeigenschaft und einen umfassenden Unterdrückungsapparat. Aber in der Feudalordnung erfährt die Ausbeutung eine gewisse Entwicklung, weil das Vorhandensein des Privateigentums sogar die absolute Monarchie in die Schranken weist. Die Ähnlichkeit tritt somit lediglich darin zutage, dass der Werktätige bei uns wie ein Leibeigener an seinen Arbeitsplatz gebunden ist.

Der Kapitalismus wiederum hat mit unserer Ordnung nichts gemeinsam. Zwar kennt auch der Kapitalismus den Staatskapitalismus als eine Art «Volkseigentum», aber dieses funktioniert unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Rechnungsführung, bildet

«Wir haben es mit einem noch nie dagewesenen System zu tun.»

einen relativ geringen Teil des Ganzen und behindert die Migration der Arbeitskräfte keineswegs. Bei der staatsmonopolistischen Produktion im Kapitalismus bleiben die privatwirtschaftlichen Grundsätze voll und ganz erhalten. Von der üblichen kapitalistischen Produktion unterscheidet sie sich lediglich dadurch, dass ihre Fangarme in die Staatsorgane hineinreichen.

Es wäre verlockend, für unsere Gesellschaftsordnung in der Vergangenheit eine Entsprechung zu finden, sie irgendeiner Stufe der Geschichte zuzuordnen. Aber in diesem Fall wird daraus nichts. Wir haben es mit einem noch nie dagewesenen System zu tun, in dem es zum erstenmal seit der Urgesellschaft keine Ausbeutung gibt. Das hat eine drastische Schwächung der Entfremdung der Menschen voneinander zur Folge. Erstmals wurde ein Recht auf Arbeit deklariert, das auch dadurch realisiert wurde, dass überschüssige Arbeitskräfte nicht entlassen wurden. Die allgemeine Mittelschulbildung wurde garantiert. Im übrigen kann leider von Sozialismus keine Rede sein. ■

Siegfried Röder über die Sowjetsoldaten in der DDR

Arme Heimwehtypen

Gut 400 000 Sowjetsoldaten sind in der DDR stationiert. Stehen sie für die alte Okkupation oder für das neue Gorbi-Bild? Weder noch.

Mitglieder der Kleingärtner am «Stadion des Friedens» in Leipzig haben zweifellos ein ganz besonderes Verhältnis zu den in der DDR stationierten Sowjetsoldaten. Das macht schon die räumliche Nähe, die man zueinander hat. In unmittelbarer Nachbarschaft der Laubenbesitzer befindet sich nämlich in einer Kaserne der ehemaligen deutschen Wehrmacht eine sowjetische Garnison. Nun kommen Russen und Deutsche am ehemaligen Leipziger Wakker-Sportplatz allerdings weniger zusammen, um die deutsch-sowjetische Freundschaft zu pflegen oder über den «Bruderbund» zu philosophieren. Ihre Annäherung ist rein merkantiler Art.

Der Tauschhandel blüht am Gartenzaun und anderswo im Gelände. Zumeist kommen die Rotarmisten mit vollen Benzinkanistern, begehrten Autoersatzteilen, Uhren, Kameras, aber auch mit verschiedenen Nahrungsmitteln, die aus den von der Sowjetarmee in der DDR betriebenen «Magazin»-Läden stammen. Dafür erhalten sie den lieben Wodka. Doch auch DDR-Geld wird nicht zurückgewiesen. Diese Art von Kontakten gehört zum beiderseitigen Alltag. Sonst bleibt alles, trotz Perestrojka, beim alten.

Die «Gruppe der Sowjetischen Streitkräfte in Deutschland» (GSSD), die mit einer Stärke von etwa 420 000 Mann doppelt so gross ist wie die Nationale Volksarmee der DDR und damit das grösste Truppenkontingent, das ein Staat ausserhalb des eigenen Landes unterhält, lebt im übrigen streng abgeschirmt von der Bevölkerung. Private Kontakte zu DDR-Bürgern kommen kaum vor, von gegenseitigen Eheschliessungen ganz zu schweigen. Das alles ist aus Gründen der Sicherheit verboten.

Sicher gibt es Unmut und Zorn unter der Bevölkerung, wenn sowjetische Militärfahrzeuge wieder einmal einen schweren Unfall mit Todesfolgen verursacht haben, wenn sie bei Manövern schwere Schäden verursachen oder in den Garnisonsstädten die ohnehin nicht mit einem reichen Warenangebot gesegneten Läden auskaufen, doch sind der Zorn und die Frustration der meisten DDR-Bürger über die Regierenden im Lande und

die von ihnen zementierten Verhältnisse allemal grösser und dauerhafter.

«Das sind doch ganz arme Schweine», hört man sagen, wenn von den Sowjetsoldaten die Rede ist. Und in der Tat: Mitgefühl oder Mitleid verdienen sie eher als Zorn und Hass. Das betrifft vor allem die einfachen Soldaten. Und so kann man dann erleben, dass Einwohner von Dörfern oder Kleinstädten den dort während eines Manövers oder einer Fahrübung lagernden Sowjetarmisten Getränke oder einen kleinen Imbiss an die Fahrzeuge bringen – das kommt immer wieder vor. Während die Offiziere ausserhalb der Kasernen ein relativ gutes Leben führen, ist der Alltag der Mannschaften trist und hart. Der tägliche Dienst geht oft bis an die Grenze der körperlichen Leistungskraft, disziplinarische Vergehen werden hart bestraft, die Verpflegung ist karg. Ein in den Westen geflohener GSSD-Angehöriger berichtet: «Als Mittagessen gab es eine Kelle Buchweizengrütze, Graupen oder Haferbrei, oft sehr schlecht gekocht, so dass es schwer war, ihn herunterzuwürgen . . . Nach dem Essen war man stets noch hungrig, und trank man kein Wasser, wurde man das Leeregefühl im Magen nicht los.»

An dieser miserablen Versorgungslage ändert offensichtlich auch die in vielen Sowjetkasernen betriebene Eigenversorgung wenig. Einige Garnisonen sind seit langem dabei, Schweine zu mästen. Nicht selten finden sich auf dem Gelände auch Gewächshäuser mit Gemüse oder Champignons.

Die finanzielle Lage der Soldaten ist erbärmlich. Sich vom Sold etwas Essbares kaufen ist für sie kaum möglich, denn dieser ist noch spärlicher als die Kost. Er beträgt etwa 24 Ost-Mark pro Monat. Ein ausgebildeter Panzerfahrer erhält gerade 85 Mark. Zudem hätten die Wehrpflichtigen in der Kaserne auch kaum die Möglichkeit. Zumeist gibt es dort nur eine Teestube, die vielleicht noch Milch oder Kekse anbietet. Das Innenleben der sowjetischen Kaserne ist mehr als primitiv.

Die Unterkünfte sind spartanisch einfach und beherbergen oftmals gleich einige Dutzend Bewohner. Keine Gardinen, an der Decke eine nackte Glühbirne, schmale Betten, Hocker, Spind – mehr findet sich kaum. ■